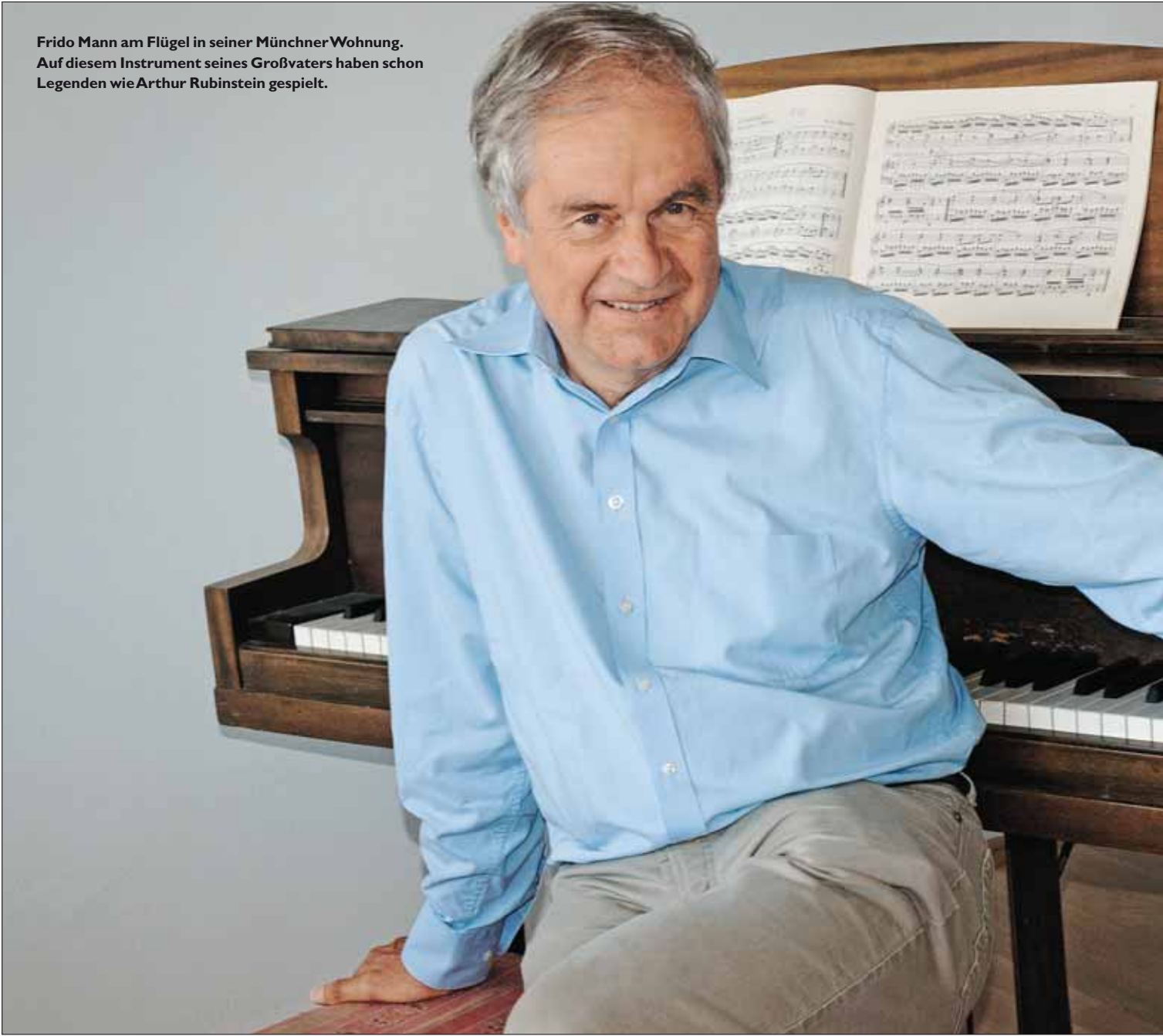


**Frido Mann am Flügel in seiner Münchner Wohnung.
Auf diesem Instrument seines Großvaters haben schon
Legenden wie Arthur Rubinstein gespielt.**



„Ich wollte Dirigent werden“

Was den Amerikanern die Kennedys, sind deutschen Bildungsbürgern die Manns: Triumph und Tragik dieser Literaturdynastie faszinieren bis heute. Mit **Frido Mann**, dem Enkel von Thomas, sprach Andreas Kunz über die prägende Kraft der Musik.



Zur Person

Frido Mann wurde 1940 im amerikanischen Exil in Monterey/Kalifornien geboren. Schon während seiner Kindheit betreuen ihn seine Großeltern Thomas und Katia Mann über längere Zeit, in der Schweiz wächst er später hauptsächlich bei der Großmutter auf. Zunächst studiert er in Zürich und an der Academia Santa Cecilia in Rom Musik (Klavier, Dirigieren), danach widmet er sich dem Studium der Katholischen Theologie (Promotion), anschließend der Psychologie (Promotion, Habilitation). Von 1986 bis 1990 ist er Geschäftsführender Direktor des Instituts für Medizinische Psychologie in Münster. Seit 1981 schreibt Frido Mann Romane, aber auch Libretti (Musiktheaterprojekte „Flood“ und „President Jeckyll“). Verheiratet ist Frido Mann mit einer Tochter des Physik-Nobelpreisträgers Werner Heisenberg.

beim Candlelight vorgestellt. Mir wurde aber erzählt, dass damals Legenden wie Igor Strawinsky, Arnold Schönberg oder Arthur Rubinstein zu Gast waren und Klavier spielten – dieser Flügel steht jetzt in meiner Wohnung. In guter Erinnerung ist mir aber das gemeinsame Schallplattenhören abends zusammen mit meinem Großvater.

Nach dem Krieg später in der Schweiz kam Bruno Walter, genannt „Onkel Kuzi“, häufig zu Besuch.

Thomas Mann und er waren Freunde, sie haben sich irgendwann sogar geduzt, was für meinen Großvater ungewöhnlich war. In einem Brief an Walter hat er sinngemäß geschrieben: „Wenn ich dirigieren würde, dann so wie Du.“ Die zweite wichtige Figur war Otto Klemperer: Er wirkte etwas distanzierter, stand aber auch eher Katia und meinen Tanten Monika und Erika nahe. Als ich in Zürich Klavier und Dirigieren studierte, wurde er auch für mich wichtig.

Nicht zuletzt aus seinen Tagebüchern wissen wir, dass Thomas Mann Sie ganz besonders geliebt hat. Und er hat Sie in seinem Roman „Doktor Faustus“ ja auch in der Figur des kleinen Nepomuk Schneidewein („Echo“) literarisch verewigt. Allerdings stirbt diese Figur dann eines elenden Todes ...

Jahrzehntelang konnte ich meinem Großvater nicht verzeihen, weil ich mich literarisch von ihm ermordet fühlte. In der Zeit habe ich auch kein Buch mehr vom ihm gelesen. Inzwischen betrachte ich das abgeklärter und kann es mir psychologisch erklären. Vielleicht hatte er Angst, mich zu verlieren, und setzte diese Verlustangst psychodramatisch in Literatur um. Aber das sind natürlich Spekulationen. Jedenfalls hatte er ein schlechtes Gewissen, diese Romanstelle in der Familienrunde vorzulesen, besonders vor meiner Mutter. Wobei gerade die immer so distanziert zu mir gewesen war, dass es ihr vermutlich überhaupt nichts ausmachte.

Sie wurden in Ihrer Kindheit und Jugend lange Zeit von Thomas und Katia Mann betreut. Waren die beiden Großeltern für Sie ein Elternersatz?

Ja, mit Sicherheit. Meine Eltern waren oft jahrelang auf Reisen, zu beiden hatte ich ein problematisches Verhältnis. Meinen Großvater dagegen habe ich als sehr sanft und abgeklärt erlebt, obwohl er ja von vielen dafür kritisiert wurde, hart und kühl zu sein. Meine Großeltern haben mich „gerettet“.

Haben Sie musikalische Erinnerungen an die frühe Zeit im Hause Ihres Großvaters?

Bei den Festabenden im amerikanischen Exil war ich nie wirklich dabei gewesen. Damals wurde ich als Kind in der Küche nebenan verköstigt, eventuell danach noch im Esszimmer

„Thomas Mann habe ich als sehr sanft erlebt, meine Großeltern haben mich ‚gerettet‘“

Foto: Privatarchiv Frido Mann



Frido Mann 1944 auf dem Schoß seines berühmten Großvaters (o.) und zusammen mit Vater und Großvater (u.). Beide Bilder entstanden im kalifornischen Exil.

Es gibt einen Brief von Bruno Walter an Thomas Mann, wo er schreibt: „Ein wundervolles Intermezzo oder Allegretto moderato in der Dämonie Ihres Musiker-Romans könnte der großväterliche ‚Gesang ans Kindchen‘ werden, der Ihre Frido-Freuden poetisch verewigt.“

Die Erzählung „Gesang vom Kindchen – Idylle“ widmete Thomas Mann ja ganz früh seiner Tochter Elisabeth. Vermutlich erinnerte sich Bruno Walter daran und dachte: „Nun ist sein Lieblingsenkel drei Jahre alt, so dass Thomas etwas Vergleichbares in den Roman übertragen könnte.“

In Ihrer Autobiographie beschreiben Sie, wie mit Thomas Manns Tod – Sie waren damals gerade 15 Jahre alt – ein Schatten von Ihnen gefallen sei.

Von meiner Rolle in dem Roman erfuhr ich aber erst später. Bei seiner Beerdigung hatte das eher mit so einem Gefühl der Erleichterung zu tun: „Jetzt kann ich mich endlich entfalten, darf machen, was ich will.“ Ich vermag es kaum in Worte zu fassen. Andererseits minderte das meine Trauer nicht, sein Tod bedeutete für mich zugleich einen riesigen Verlust, er war für mich ja eine Art Vater ...

... was ja einiges über Ihr Verhältnis zu Ihrem leiblichen Vater Michael aussagt. Diesen haben Sie unter anderem auch deshalb so wenig gesehen, weil er als Bratschist viel auf Konzertreisen war. Inwieweit hat das Ihr Verhältnis zur Musik geprägt?

Während meiner Gymnasialzeit war mir zunächst nicht klar, was ich anschließend machen sollte. Mit etwa 16 sagte ich mir dann: „Ich will Dirigent werden.“ Das war aber genau zu dem Zeitpunkt, wo er seine Musikkarriere beendet hatte und in die Germanistik strebte – deshalb war für ihn mein Entschluss damals ein rotes Tuch. Er hat dann den Satz geprägt: „Für Liebhaber gibt es nichts Schöneres als Musik und für Musiker nichts Schlimmeres.“ Meine Trotzreaktion war daraufhin, erst recht Musiker werden zu wollen.

Mit 15 Jahren komponierten Sie eine Violinsonate, die Sie zusammen mit Ihrem Vater im Beisein von Thomas Mann auf-



Foto: Privatarchiv Frido Mann

führten. Anschließend schickte Ihr Großvater eine Postkarte, wo er schrieb

... dass es ihm sehr gut gefallen habe. (lacht) Für meinen Vater war das sehr zwiespältig. „Du weißt, was Du davon zu halten hast“, merkte er verkniffen an, als er mir die Karte wedelnd überbrachte. Man merkte, dass sein Verhältnis zum eigenen Vater sehr angespannt war. Befremdlich fand ich auch, dass er bei der Aufführung nicht die Violine spielte, sondern die Melodie lediglich mit der rechten Hand ganz hoch auf dem Klavier klimperte. Wollte er mir damit zeigen: „Ich lass mich vor Deinem Opa nicht mit meinem Violinspiel vorführen“? Das war damals auch die Zeit, wo er seine Berufsmusikerkarriere gerade beendet hatte. Er war auch viel aufgeregter als ich, schwitzte regelrecht. Vermutlich hat mein Vater mit seiner Bemerkung „Du weißt, was Du davon zu halten hast“ aber auch recht gehabt. Thomas Manns Karte war wohl eher als Zeichen der persönlichen Zuneigung gedacht und weniger, weil er meine Komposition so toll fand.

Kurz vor dem Suizid Ihres Vaters haben Sie noch zusammen Schumanns

„Märchenbilder“ gespielt, die dieser in der Zeit seines beginnenden Wahnsinns schuf. Inwieweit entsprach das der Seelenlage Ihres Vaters?

Mein Vater neigte immer dazu, sehr verkrampft zu spielen. Damals erzeugte er kaum mehr richtige Töne, so hart klirrte es. Natürlich tat es mir für ihn leid, aber auch ich habe ein bisschen darunter gelitten.

Diese verkrampfte Spielweise demonstriert ja auch sein gespaltenes Verhältnis zur Musik ...

Er hatte einen wahnsinnigen Ehrgeiz, unglaublich viel geübt und seinen Tagesablauf exakt getaktet. Michael sah sich immer als intellektuellen Musiker, der sich deshalb auch nach zehn Stunden Üben noch mit Musiktheorie beschäftigte. Die erste Anerkennung bei Thomas Mann brachte ihm wohl ein, dass er für ihn eine Abhandlung über Zwölftonmusik schrieb, als dieser gerade am „Doktor Faustus“ arbeitete. Von seinem Bratschen-

Bruno Walter (am Klavier) war einer der engsten Freunde von Thomas Mann: „Wenn ich dirigieren würde, dann so wie Du“, bekannte der Literaturnobelpreisträger. Das Foto zeigt Klaus, Katia und Thomas Mann (v.l.) zu Besuch bei Bruno und seiner Tochter Lotte Walter (im Hintergrund rechts).

spiel dagegen hat mein Großvater nie viel gehalten. Als er vom Dirigenten Pierre Monteux mal aus dem San Francisco Symphony Orchestra gefeuert wurde – angeblich, weil er bei einem Konzert statt mit schwarzen mit braunen Schuhen gekommen war, wobei ich nicht glaube, dass dies der Hauptgrund war –, musste Thomas Mann sich für seinen Sohn einsetzen, damit der wieder genommen wurde.

Ist Michaels verbissener Ehrgeiz dadurch bedingt, dass der eigene Vater ein Genie war?

Natürlich. Wäre er von der Musik zur Musikwissenschaft gewechselt, dann hätte er noch einen Fundus gehabt. Aber dass er sich zum Schluss als Germanist auch noch ganz auf das Werk von Thomas Mann konzentrierte, war sein Ende. Dadurch ist er in den Suizid hineingerutscht.

Viele Jahre hat Yaltah, die jüngere Schwester von Yehudi Menuhin, Ihren Vater am Klavier begleitet.

Ja, und ich habe mit ihrem Sohn Lionel gespielt, der Yehudi ähnlich sah. Das muss während des Krieges gewesen sein, wo beide in San Francisco lebten. Ich kann mich kaum daran erinnern – außer, dass ich ihm einmal fünf Dollar abgeluchst hab'. (lacht) Später in Europa wohnte Yaltah sogar einige Zeit bei uns. Wir sind gemeinsam im Schnee spazieren gegangen, und sie war immer sehr nett zu mir gewesen.

Warum war ein späteres Wiedersehen getrübt?

Während einer Tournee mit Yaltah muss es im Auto einen riesigen Knatsch samt Handgreiflichkeit gegeben haben. Soweit ich weiß, ist mein Vater aus dem fast noch fahrenden



Foto: Archiv

Auto rausgestürzt und weggerannt – und nicht mehr zurückgekommen. Augenblicklich war mit Konzerten Schluss, und er hat sie nie wiedergesehen. Weil es ihm hinterher unangenehm war, entschuldigte er sich, versuchte, über ihren Mann etwas zurechtzubiegen, aber es hat nichts genützt. Zirka zehn Jahre später nahm mich nach einem Dirigentenkurs in Rom ein Kommilitone – ein Afroamerikaner, der später in Vietnam gefallen ist – mit zu einer Probe des Menuhin-Festivals in Gstaad. Bei der Gelegenheit drückte ich Yehudi kurz die Hand, aber Yaltah (macht Geste der Ablehnung) hat mich in Sippenhaft genommen. Ich war sehr vor den Kopf gestoßen, denn ich wusste zu dem Zeitpunkt gar nichts von dem Zerwürfnis.

Die Manns und die Musik

Thomas Mann war ein leidenschaftlicher Musikliebhaber, viele seiner Romane und Erzählungen drehen sich um dieses Thema. Er pflegte engen Kontakt zu Bruno Walter und Theodor W. Adorno, aber auch zu Arnold Schönberg und Hans Pfitzner. Thomas Manns Wagner-Rede von 1933, wo er dessen Werk aus tiefenpsychologischer Sicht deutete, empörte Hans Pfitzner und Hans Knappertsbusch so sehr, dass sie einen von über 40 Künstlern, darunter Richard Strauss, unterschriebenen „Protest der Richard-Wagner-Stadt München“ initiierten, der letztlich zu Thomas Manns Trennung von Deutschland führte.

Auch zahlreiche andere Verwandte Frido Manns haben enge Bindungen zur Musik, nicht nur sein Vater Michael, der eine Karriere als Bratscher machte. Der Zwillingsbruder von Katia Mann, geborene Pringsheim, war als Dirigent Assistent von Gustav Mahler. Ihr Vater Alfred lebte als ein komponierender Mathematikprofessor, in dessen Haus Gustav Mahler, Richard Strauss und andere ein- und ausgingen – heute steht an gleicher Stelle die Münchner Musikhochschule. Alfreds Sohn Heinz Pringsheim wurde später Musikkritiker des „Münchner Merkur“.



Foto: Privatarchiv Frido Mann

Verwandschaftliche Bande: Frido Manns Vater Michael (l.) machte Karriere als Bratscher, Fridos Sohn Stefan zeigte schon früh Talent als Geiger.

Später studierten Sie in Zürich Klavier und Dirigieren und gewannen dabei auch Erfahrungen als Korrepetitor.

Mein großes Handicap damals war, dass ich schlecht vom Blatt spielte, was man als Korrepetitor natürlich können muss. Deshalb konzentrierte ich mich stärker darauf, Bühnenmusik zu dirigieren. Bei Opern wie dem „Maskenball“ gibt es ja zum Beispiel Ensembles, die gleichzeitig mit dem eigentlichen Orchester im Graben auf der Bühne musizieren. Wegen der unterschiedlichen Distanz des Schalls zum Publikum benötigt man für diese Ensembles einen eigenen Dirigenten, der einen Tick vorausdirigiert. Das hab' ich gut hinbekommen. Und immerhin durfte ich in der Opernschule einige Schülerinnen begleiten, darunter die damals blutjunge Gwyneth Jones, die mich zum Dank dafür eine Straßenecke weiter zu einem Kanapee-Brötchen eingeladen hat. (lacht)

Während Ihres Musikstudiums haben Sie weiter bei Katia gewohnt: Wieso so lange?

Aus Bequemlichkeit. Wenn man viele Jahre unselbstständig lebt, wieso soll man sich dann fürs Studium etwas anderes suchen? Erst später ist mir bewusst geworden, wie fragwürdig meine Rolle dort war. So bestand meine Großmutter darauf, dass ich Morgenmantel und Partoffeln meines Großvaters trug. Den Sprung aus dem Nest schaffte ich erst, als ich wegen eines Dirigentenkurses bei Franco Ferarra über ein halbes Jahr nach Rom an die Academia Santa Cecilia ging. Meine Tante Elisabeth, die in Italien lebte, hatte den Kontakt vermittelt.

Ausgerechnet Wagners „Parsifal“ brachte Sie dann 1963 von einer Karriere als Berufsmusiker ab ...

Karfreitag wurde in Zürich der „Parsifal“ wieder aufgenommen, und ich wohnte den Musikproben bei. Damals steckte ich in einer Sinnkrise, und „Parsifal“, diese merkwürdige Mischung aus pseudokatholisch und heidnisch, hat mich dazu bewogen, mich mit dem christlichen Glauben auseinanderzusetzen. Das klingt sehr irrational und ist auch schwer in Worte zu fassen. Jedenfalls suchte ich daraufhin einen Jesuitenpater auf und bin nicht nur zum Katholizismus konvertiert, sondern studierte auch noch Katholische Theologie. Ironie dabei: Weder früher noch später habe ich zu Wagner je wieder einen besonderen Bezug gehabt, ja ich mag ihn sonst gar nicht! Selbst mein Großvater hatte nach dem Zweiten Weltkrieg eine Phase gehabt, wo er von Wagner als dem Vertreter einer „höhlenbärmäßigen Deutschtümelei“ sprach. Für mich ist er das zumindest vom Libretto her fast immer gewesen, aber auch musikalisch fühle ich mich eher auf der Seite von Brahms.

Grundsätzlich aber war Wagner für Ihren Großvater prägend, er selbst meinte gar, dessen Werk sei „die Heimat seiner Seele“. Wie erklären Sie sich das?

Thomas Mann wurde ja als deutscher Patriot erzogen. Zudem ist er als Sohn einer Brasilianerin aufgewachsen, die sich in Lübeck verloren fühlte. Für einen melancholischen 15-Jährigen, der in die Kunst strebt, konnte es damals vermutlich nichts Schöneres geben als die Oper. Wagners Leitmotivtech-

Aktuelles Projekt von Frido Mann

„**President Jekyll**“: Ein Musiktheater-Tableau für Chor, Radiosender, Gesangssolisten und Instrumentalisten (Musik: Christoph Reiserer, Regie: Martina Veh)

Amerikahaus München: 17. und 19.10.2012

Rund zwei Wochen vor der Präsidentschaftswahl in den USA stellt dieses englischsprachige Musiktheaterstück die Frage nach Macht und Moral in der Demokratie. Was ist Bericht mit Wahrheitsanspruch, was Inszenierung? In Anlehnung an den Klassiker „Der seltsame Fall des Dr. Jekyll and Mr. Hyde“ (Stevenson) wird dabei die Verwandlung und Rückverwandlung eines demokratischen Präsidenten in einen skrupellosen Diktator thematisiert.

Buchtipp

Frido Mann: Achterbahn – Ein Lebensweg (Rowohlt)

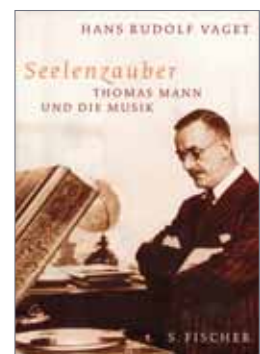
Fesselnde Lebensgeschichte des Lieblingskneipen von Thomas Mann zwischen Abgrenzung von und Annäherung an seine große Familie.

Hans Rudolf Vaget: Seelenzauber – Thomas Mann und die Musik (Fischer)

In dem wohl besten Buch zu diesem Thema vertritt Vaget die provokante These, dass die NS-Ideologie nicht trotz, sondern (auch) wegen der großen Musikkultur Deutschlands so breite Unterstützung in der Bevölkerung erfuhr. Ideal geeignet auch zum tieferen Verständnis des „Doktor Faustus“, in dem es über Musik heißt: „Die höchste Passion gilt dem absolut Verdächtigen.“

Thomas Mann: Doktor Faustus (Fischer)

Der wohl größte Musikroman der Literaturgeschichte: Der fiktive Tonsetzer Adrian Leverkühn verschreibt seine Seele dem Teufel, weil er die Enthemmungen des Bösen benötigt, um geniale Werke zu schaffen. Der Roman beschreibt dabei weit mehr als eine Künstlerpersönlichkeit, ja geht selbst über weitreichende Reflexionen zur Krise der modernen Musik noch hinaus: Hier wird das Schicksal Deutschlands vor dem Hintergrund seiner Kultur- und Mentalitätsgeschichte auf geistig anspruchsvollste Weise zu Literatur.





Erzählen Sie über Ihre aktuellen Projekte.

Im Oktober wird in München mein Musiktheaterprojekt „President Jeckyll“ uraufgeführt. Die Idee dafür reifte, nachdem ich 2009 meine Kusine Nica getroffen hatte und wir uns über Politik unterhielten. Nica, die in Mailand lebt, meinte damals zu mir: „Im politischen Bereich sind die Italiener völlig hinter dem Mond, im Privaten dagegen wahnsinnig fürsorglich. Aber wir haben ja alle Dr.

Jeckyll and Mr. Hyde in uns, diese Spaltung.“ Da hat’s bei mir Klick gemacht, und auf der Rückfahrt hatte ich das Libretto eigentlich schon im Kopf: Es geht um den Präsidenten einer Großmacht, der mit demokratischen Mitteln nie die Probleme lösen kann und dies nur vermag, wenn er sich in einen skrupellosen Allmachtpolitiker verwandelt. Vielleicht noch wichtiger ist mir mein Ende 2012 erscheinendes Buch „Störfall Religion“, das ich Daniel Barenboims West-Eastern Divan Orchestra widmen werde. Ich finde es großartig, wie sich dort täglich Menschen aus verfeindeten Religionen zum Proben treffen und über die Musik eine Verbindung schaffen. Dieses Vorbild weist auch Menschen den Weg, die spirituelle Antworten suchen, sie in den Religionen selbst aber nicht mehr finden können.

Welches musikalische Ereignis hat Sie am frühesten geprägt?

Kurz nachdem wir aus den USA in die Schweiz gezogen waren, erlebte ich Karfreitag 1947 in Zürich Bachs „Johannes-Passion“ – mein erstes großes europäisches Kulturerlebnis. Mein Vater erklärte mir damals genau, wie Bach oft geradezu bildhaft komponierte: „Kannst Du hören, wie der Vorhang zerreißt?“ Bis heute ist er für mich der bedeutendste Komponist. Als Lieblingsdirigent muss ich Otto Klemperer und besonders seinen „Don Giovanni“ nennen, bei den Pianisten mag ich Arthur Schnabel sehr gerne. In der jungen Generation ist die georgische Pianistin Khatia Buniatishvili für mich der Prototyp einer Künstlerin, die die größten Extreme von meditativ-lyrisch bis leidenschaftlich-fulminant in einer organischen Ganzheit zusammenhält. Ihr klangfarbenreicher Klavierton ist von verzaubernder Wärme.

Welche Bedeutung hat Musik für Ihr Leben?

Mit Musik bin ich von Geburt an aufgewachsen, bereits in der Kindheit spielte ich Klavier. Auch eigene Bücher wie „Professor Parsifal“ oder „Nachthorn“ leben sehr stark von der Musik, zudem schreibe ich ja Libretti für Musiktheaterprojekte. Zumindest vordergründig hat mich in der Dreierheit Literatur – Religion – Musik Letztere am meisten geprägt.

nik hat er ja sogar in die Literatur übertragen: Bei „Hannos Improvisation am Klavier“, dem Schlusskapitel der „Buddenbrooks“, taucht ein Motiv immer wieder auf, da glaubt man fast, diesen Komponisten zu hören. Von deutschtümelnden Wagner-Anhängern aber distanzierte sich Thomas Mann seit den 1920er Jahren mehr und mehr. „Hitlers Liebe zu Wagner ist eine Liebe, vor der Gott Wagner schützen möge“, solche Töne hörte man zu Hause durchaus.

Ihr weiterer Lebensweg war bewegt. Unmittelbar nach Ihrem Studium der Kathologischen Theologie – Sie promovierten ausgerechnet über Martin Luther – wurden Sie Psychologe, später Schriftsteller. Aber die Musik begleitete Sie weiter. So dirigierten Sie 1966 ein Hauskonzert, bei dem Ihr Schwiegervater, der Physik-Nobelpreisträger Werner Heisenberg, den Klavierpart spielte.

Mozarts d-Moll-Konzert KV 466, genau, das gibt es auch auf CD. Die Streicher waren Musikliebhaber aus Familie und Freundeskreis, und die Holzbläser kamen von der Musikhochschule. Etwas abfielen die Blechbläser, eine Vereinigung in der Nähe von München, die sich „Die wilde Gungel“ nannte. Die haben doch schon sehr kräftig-zünftig geblasen.

Viel später, Anfang der 1990er Jahre, arbeiteten Sie auf einer Station für krebskranke Kinder ...

Damals las ich ein Buch von Ulrike Migdal über die Rolle der Musik im Konzentrationslager Theresienstadt. In dem Zusammenhang schrieb ich nicht nur das Buch „Terezin oder Der Führer schenkt den Juden eine Stadt“, das später von George Tabori inszeniert wurde, sondern beschäftigte mich auch mit der Partitur der Oper „Der Kaiser von Atlantis“, die Viktor Ullmann in Theresienstadt komponiert hatte. Zu der Handlung der Oper ließ ich Kinder auf der Station malen. Erschütternd war der Vergleich mit Zeichnungen von Theresienstadt-Kindern, in beiden Fällen wurde die Bedrohung des Lebens thematisiert.

In den letzten Jahren haben Sie sich wieder aktiver mit Musik beschäftigt ...

Nach einer Handoperation vor fünf Jahren spielte ich zusammen mit meinem Sohn Stefan sämtliche Violinsonaten von Mozart, Beethoven und Brahms. Außerdem gab es Rezitationskonzerte mit einer Harfenistin und später einem Geiger, bei denen ich Texte der Familie Mann vorgetragen habe, darunter auch Ausschnitte aus eigenen Romanen wie etwa dem „Nachthorn“, wo es – anknüpfend an Joseph Haydns großes Oratorium – darum geht: Was ist aus dieser Schöpfung eigentlich heute geworden? Ein menschliches Chaos.

„Hitlers Liebe
zu Wagner ist eine
Liebe, vor der
Gott Wagner
schützen möge“